



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zeitgenössische Memoiren

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zeitgenössische Memoiren



ieviel Geist, Fleiß und Arbeit, schlecht gelohnte und unbezahlte, steckt doch in unserm deutschen amtlosen Litteratentum! Wir haben schon gelegentlich auf das Undankbare des von unerfahrenen jungen Leuten so oft ersehnten Berufs hingewiesen, und ganz zuletzt hat Karl Zentsch aus eigener Erfahrung rechnungsmäßig dargelegt, daß ein Schriftsteller vermögenslos und ohne den Anhalt der festen Stellung es eigentlich zu keiner äußern Existenz bringen kann, die der Lebenshaltung unsrer sogenannten höhern Stände entspricht (Heft 52 v. J.). Grund genug für unsre allerjüngsten Dichter und Schriftgelehrten, erst etwas ordentliches zu lernen, um nötigenfalls das Allgemeinverlangte leisten zu können, ehe sie sich darauf verlegen, unsichre Einzelwerte in die Welt zu setzen.

Einer unsrer fleißigsten Schriftsteller, Verfasser von sechsunddreißig wirklich aufgeführten dramatischen Erzeugnissen und von verschiednen tüchtigen populärwissenschaftlichen Büchern, der außerdem mehreremale vorübergehend Zeitungsredakteur war, dazu lyrischer Dichter und beliebter Vorleser, namentlich Shakespearischer Dramen, bemerkt bei seiner Abrechnung am Abend seines Lebens mit klaren Worten, daß es im Grunde genommen zur Errichtung eines eignen und voraussichtlich sorgenlosen Hausstandes bei ihm nicht gereicht habe. Wie ist das möglich bei günstiger Vorbildung, regsamem Geiste, einer gewissen Lebensgeschicklichkeit und dem vielseitigen Verkehr mit anregenden, tüchtigen und auch wohlwollenden Menschen? Unsre Leser finden darauf die Antwort in: Zeiten und Menschen, Erlebnisse und Meinungen von Rudolf Genée (Berlin, Mittler und Sohn), einer Selbstbiographie, die in ihrer schlichten und sachlichen Haltung einen außerordentlich günstigen Eindruck macht. Im Gegensatz zu so vielen andern Büchern ähnlicher Entstehungsart, die eine gewisse, dem Autor erwünschte „Auffassung“ schaffen sollen, kann man hier lernen, wies in Wirklichkeit in der Welt zugeht. Zunächst in der Presse. Seit 1862 war Genée einige Jahre lang Redakteur der offiziellen „Röburger Zeitung.“ Der Herzog war damals stark österreichisch, er wurde bald ein heftiger Gegner der Bismarckischen Politik und sah 1864 in einer Teilung der Herzogtümer, des „auf ewig ungeteilten“ Schleswig-Holsteins zwischen Preußen und Österreich das einzige Mittel zur Vermeidung des Krieges. Manches hier Mitgeteilte war bisher nicht bekannt, das Treiben am Röburger Hof erscheint etwas weniger ideal, und der Herzog persönlich nicht ganz so vorteilhaft wie sonst.

Den Märzaufrstand in Berlin hatte Genée schon als Vierundzwanzigjähriger erlebt und aus allernächster Nähe. Man wird seine Berichte gern lesen, aber sie enthalten nichts neues und sind in Bezug auf einzelnes, z. B. den ermordeten Posten vor der Bank in der Sägersstraße, Seite 66, schon durch andre bekannt gewordne Zeugnisse überholt. Aber ganz außerordentlich unterrichtend sind Genées Erzählungen aus den Theaterzuständen Berlins vor 1848 und aus dem Leben der Schriftsteller. Hier ziehen sie höchst lebhaftig und noch jung an uns vorüber, denen man noch bis in die sechziger Jahre als Reliquien begegnen konnte mit allerlei kleinen Geschichten aus älterer Zeit, die ihnen anhängen: Kossak, der unvergleichliche Musikrezensent und Plauderer, Klein, der Verfasser des ungeheuerlichen Buches, das er Geschichte des Dramas nannte, der zierliche, pathetische Titus Ullrich, dessen philosophisch-episches „Hohes Lied“ mit dem durch zweiundzwanzig Druckbogen sich hindurchziehenden Grundgedanken „Und immer übrig bleibt allein — der Mensch“ die Zensur im Winter 1844/45, wahrscheinlich nicht zum Glück des Autors, passiren ließ, der schlaue kleine Kalisch, der den Geist der Zeit zu erfassen und in klingenden Erfolg umzuwandeln verstand, und viele andre. Der „Eckensteher Nante“ gehört übrigens schon Holtei an (das „Trauerspiel in Berlin,“ Ende der dreißiger Jahre). Von bekannten Litteraten, mit denen der Verfasser später verkehrt hat, ist hauptsächlich Gutzkow zu nennen; daß dieser einem durch diese Schilderungen lieber würde, kann man nicht sagen.

Genée ist dem größern Publikum hauptsächlich als Vorleser bekannt geworden, und in diesem Fach, das ja nicht allzu häufig gut besetzt ist, wird er noch lange in Erinnerung bleiben. Er erzählt uns, wie er zu dieser Beschäftigung gekommen sei, die er dann, seit er die Redaktion in Koburg niedergelegt hatte, als Hauptberuf ausübte und lange ausübte. In einem besondern kleinen Abschnitte spricht er auch über die Technik des Vortrags, die er sich bei Dramen zuerst an Sheridans Lästerschule zugelegt habe, sodaß er „fünf bis sechs Personen in schnellem Tempo, und jede an der Sprechart erkennbar, durch einander sprechen und sogar lachen ließ,“ und sein Hausarzt ihm sagte, er trete seinen Kehlkopf mit Füßen. Er sieht in diesen Stimmkünsten keinen „eigentlichen Kunstzweck“ — was doch aber selbstverständlich ist —, sondern ein Mittel, die Personen des Dramas nach einmaliger Nennung nun allein weiterlaufen zu lassen. Dies mußte vor allem im Lustspiel zu einem sehr starken Naturalisiren führen, dem der Verfasser das Wort redet, und das ja für das zuhörende Publikum sehr bequem ist. Wer aber Goethes Bemerkungen über Rezitiren und Deklamiren im Sinne hat und sich an Erzählungen über die berühmten Vorleser früherer Zeit — Tieck und Holtei — erinnert, wird fragen, ob nicht doch eine, wenn ich so sagen soll, zurückhaltendere Behandlung angemessener wäre, weil sie der Kunst des Vorlesens eine gewisse Höhe sichert. Das vollkommenste Bild eines Vorlesers war für mich Pallese in seiner frühern Zeit (Ende der fünfziger Jahre). Später soll er, vielleicht veranlaßt

durch vieles Vorlesen Fritz Reuterscher Sachen, mehr „chargirt“ haben, und da er dem Publikum bis zuletzt gefiel, so wird der stärkere Auftrag, der den Rezitator etwas mehr zum Komödianten macht, einem Wechsel des Zeitgeschmacks Rechnung getragen und den größern Ansprüchen einer weniger empfindlichen Zuhörerschaft nachgegeben haben. Einen noch weitem Fortschritt auf diesem Wege bezeichnet dann, was Genée über die Mimik als Begleitung des Wortes sagt: er ist der Überzeugung, daß die Unterstützung durch Gesichtsveränderung und Gesten im weitesten Umfang zu gestatten sei. Wer die Worte des Dichters zum vollen, vom Dichter beabsichtigten Ausdruck bringen wolle, der dürfe sich nicht allein auf das gesprochne Wort beschränken, sondern er müsse es im Sinne des Dichters, also auch mit den Ausdrucksmitteln des Gesichts, des Körpers, der Hände darstellen. „Denn wir sollen doch auch hierin der Natur nachahmen, und wo käme es im Leben vor, daß jemand bei Worten, die etwas besonders nachdrücklich sagen wollen, seine Rede nicht auch mit gewissen Handbewegungen ganz unwillkürlich unterstützte. Und wie sehr kann eine noch so geringe Handbewegung den Sinn des Wortes zum kräftigen Ausdruck bringen!“ Gewiß, z. B. beim Solokupletsfänger im Tingeltangel. Weil aber der Vorleser von Dramen nach unsern Vorstellungen eine höhere Kunst auszuüben hat, und ein Rezitator mehr sein soll als ein mißratener Schauspieler (vergleichen man ja auch bisweilen auftreten sieht), so halten wir diese auf die größern Instinkte des Publikums gebaute „Mimik“ des Vorlesers für falsch und geschmacklos.

Genée war auch Gelegenheitsdichter, einzelne seiner Vaterlandslieder werden nicht verloren gehen. Ein vortreffliches, das er für sein bestes hält, hat er in dem Buche wiedergegeben: „Germanias Gruß“ in vier achtzeiligen Strophen. Es ist zu lang zum Abschreiben. Dafür mag ein wenig bekannter kleiner, tiefschmerzhafter Spruch aus dem Nachlaß Friedrich Rückerts, den Genée mitteilt (er hat einst von Koburg aus mit dem Dichter verkehrt), hier noch eine Stelle finden:

Wie der Vogel auf dem Baum,
Der sich müd am Tage sang,
Nur noch zwitschert leis im Traum,
Daß es in der Nacht erklang:

Also werden meine Lieder
Leiser gegen meine Nacht;
Und die lautern sing ich wieder,
Wenn mein neuer Tag erwacht.

Gute Memoiren von Frauen sind bei uns selten. Männer können ja von vielen Sachen sprechen, mit denen ihre Lebensstellung sie in die nächste Berührung gebracht hat. Bei der Frau muß die Auffassung das meiste thun; auf die Person, die schreibt, kommt es viel mehr an als dort. Wenn aber dann einmal die Richtige kommt, so giebt es dafür auch eine kapitale Leistung. Zu den besten Männern Schleswig-Holsteins gehörte der 1872 in Schleswig

gestorbne Advokat Karl Heiberg. Sein Leben war mit den Geschehnissen der Herzogtümer eng verflochten. Er hatte in dänischen Zeiten Verbannung, Amts-entsetzung, Verfolgung und Plackerei aller Art zu erdulden gehabt, und als die neuen, befreienden Ereignisse sich ankündigten, war er nicht mehr der Alte an Körperkraft und Energie, die Liebe seiner Landsleute aber folgte ihm bis an seinen letzten Tag, und sein Andenken wird als das eines Märtyrers in hohen Ehren gehalten. Am Neujahrstage 1835 verlobte sich der junge Doktor Heiberg auf eine sehr originelle Weise mit einer Komtesse Baudissin, indem er bei einer Abendgesellschaft in ihrer Eltern Hause ihre Schulter küßte. „Ganz verstört sah ich ihn an, schreibt seine nachmalige Lebensgefährtin viele Jahre später, und er stammelte einige Worte, die ich nicht verstand. Der peinliche Auftritt wurde unterbrochen, weil mein Vater mit einem Herrn ins Zimmer trat. Später habe ich meinen Mann gefragt: Wie kamst du, der Schüchterne, dazu, mich zu küssen? Ich weiß es nicht, sagte er, und kann es nicht erklären, es war eine fremde Macht, die mich dazu trieb.“ So lautet eine Stelle in den Erinnerungen aus meinem Leben von Asta Heiberg, die schon in zweiter Auflage vorliegen (Berlin, Karl Heymann). Die nun Achtzigjährige hat ihren Gatten lange überlebt, und der Erinnerung an ihn widmet sie das Buch, in dem ja hauptsächlich von ihm die Rede ist. Die kluge, thatkräftige Frau war seine Helferin, seine Gefährtin im besten Sinne, und so werden uns hier mit klarem Urtheil und festen Strichen die politischen und gesellschaftlichen Zustände der Herzogtümer und des Volkes geschildert, dem anzugehören ihr Stolz war. Durch ihren Zusammenhang mit den ersten Familien des Landes reichten ihre Beziehungen bis zum Königshause hinauf, und den Augusten-bergern stand sie fast freundschaftlich nahe. Aber sie wollte nichts weiter sein als Frau Doktor Heiberg; um ihres Mannes willen hatte sie viel zu leiden, an ihn gab sie aber auch die Ehre, wenn sie ihr zu teil wurde, weiter. Wie erhaben und zugleich bescheiden diese innerlich vornehme Frau unter den Männern dasteht und an der Geschichte ihres Landes mitarbeitet, und wie schlicht sie darüber berichtet, davon läßt sich durch knappe Auszüge keine hinlängliche Vorstellung geben. Wie sie feindliche und freundliche Einquartierungen empfängt zur Zeit der Schlachten von Friedericia, Idstedt und Friedrichstadt, wie sie Flüchtlinge ins Ausland schafft, wie sie bei einem Volksfeste dem dänischen Kommandeur einen Tanz verweigert und dafür von den Bürgern ein jubelndes Hoch und von einem sogar einen Kuß auf den Hals erhält, wie beim Einzug des Königs Friedrich VII. nach der Schlacht bei Bau in Schleswig sogar der wohlgezogene kleine Familienspiß sich durch plötzliches, energisches Umkehren von der Begrüßungspflicht lössagt, „mit diesen wollte er keine Gemeinschaft“: das werden unsre Leser mit dauernder Teilnahme, nicht selten auch mit Bewegung und zwischendurch mit allerlei kleinen Erheiterungen hoffentlich selbst nachlesen. Wir möchten lieber ein wenig in den Teilen des Buches blättern, aus denen die Natur der Frau mit ihren besondern Erfahrungen,

Beobachtungen und Ansichten zu uns spricht, und daraus eines und das andre hervorheben.

Da wären zuerst die Schilderungen ihrer Kindheitszeit. Der alte Graf, ihr Vater, zog von einem Orte zum andern, hauptsächlich aus Rücksicht auf die Erziehung seiner Kinder, deren Zukunft ihn immer besorgter und ernster machte, während doch die Reihe sich nach unten immer mehr verlängerte. Asta muß einen Teil der Geschwister bemuttern und wächst, abgesehen von diesen Pflichten, frei und wild heran, häßlich und ungraziös, so beschreibt sie sich, aber durch die Beschreibung hindurch wird dieses Stück Natur auf den Leser anziehender wirken, als manche gepflegte Schönheit. „Ich habe dich häufig im stillen beobachtet, du warst so gut mit deinen Eltern und Geschwistern, das zeigte mir dein goldnes Herz und dein Pflichtgefühl,“ sagt ihr Bräutigam kurz vor der Hochzeit zu ihr, als sie ihm vorwirft, daß er, ohne sie zu kennen, wie ein Thor um ihre Hand angehalten habe, und als sie nach der Hochzeit abreist, weint der jüngste Bruder: „Wer wird mir nun mein Butterbrot machen?“ Viel Unterricht hat sie nicht gehabt, aber welche Klugheit, welche Weite des Gesichtskreises zeichnet sie aus und spricht aus allen ihren Beobachtungen! Als junges Mädchen war sie einige Zeit in Dresden gewesen, bei dem Bruder ihres Vaters, dem bekannten Freunde von Tieck, sonst hatte sie immer in ihrem Heimatlande gelebt, die längste Zeit in der Stadt Schleswig. Als sie sich bereits im höhern Alter zum erstenmale zu einer größern Reise aufmacht durch Deutschland bis nach Florenz, um überall nahe Verwandte zu besuchen, da führt sie sich bei dem Leser ein als eine Unerfahrene und Ungerübte in der Kunst des Reisens: „Mir fehlen für solchen Zweck die Begabung und das Wissen, ja selbst das erforderliche eingehende Interesse für die Werke der Menschenhand. Ich interessire mich eigentlich nur für die Natur und die Menschen. Die Künste erfreuen mich hauptsächlich, weil sie einen Beweis für das Kulturstreben liefern, doch sehe ich lieber den lebendigen schönen Menschen als den von Marmor.“ — Und wir lesen lieber ein solches einfaches, kluges Kapitel: „Reise nach Italien,“ als wenn es eine ihrer Meinung nach kunstverständige Verfasserin geschrieben hätte.

So wie wir andern, die wir nicht vornehm sind, die Vornehmheit am liebsten haben, die nicht ledig äußerer Sorge und darum fleißig und tüchtig ist, aber auch stolz, wo es am Plage ist, und eingedenk des Zusammenhangs mit edeln Stammesgenossen, so war der jungen Komtesse das Leben zugemessen worden, bis sie achtzehnjährig dem bürgerlichen Manne die Hand reichte. Darnach hatte sie mit ziemlich beschränkten Mitteln den Anforderungen einer wachsenden Familie und einer gastfreien Häuslichkeit zu genügen, und nur ein starker Charakter konnte die Heiterkeit des Gemüths und dieses beinahe kindliche Lebensvertrauen durch die Mühen und Sorgen hindurch retten bis ins Alter. „Wenn das Alter so harmlos befriedigt verlief, wie wir in reizenden kleinen Erzählungen lesen, dann wäre es ein Vergnügen, alt und grau zu werden. Es

möchte wohl jeder eine Hauptperson in dieser Idylle sein. Die Wirklichkeit entspricht leider nicht der Dichtung. Mir fehlt nicht die Liebe und Teilnahme für meine Kinder und Enkel; ich möchte sie, wie alle Menschen, glücklich machen. Dieser Wunsch vernichtet die Idylle, die scheinbare Ruhe und Behaglichkeit erleiden immer wieder neue Störung." Dann kommt sie auf die Sorgen, die der stets wachsende Kreis der Nachkommen ihrem Alter bereite, und auf den Abschluß ihres Tagewerks zu sprechen. „Und doch lebe ich nicht umsonst, auch ich habe nach meinen bescheidenen Kräften in der großen Kette mitgewirkt, und das überlebt mich, das ist mein Gewinn, ein Besitz für diese und jene Welt, auf die wir alle hoffen, von der wir wissen, daß sie schöner ist als das Erdenleben. Ich habe brave Nachkommen, Kinder und Enkel; zu dem Glück, daß ich sie besitze, gesellen sich naturgemäß auch Sorgen. Aber mit heißem Danke erkenne ich die Bevorzugung vor andern, denn meiner Kinder Entwicklung ist nicht mein Verdienst.“

Diese kurzen Stellen mögen zeigen, daß wir uns in einem höhern Bereiche befinden, als in dem uns viele Bücher mit ähnlichem Titel festhalten. Wenige können ihr Leben mit einer so klaren und für andre anziehenden Abrechnung abschließen. Als charakteristisch heben wir noch ein schönes Kapitel hervor, das so anfängt: „Zwei Frauen leben in meiner Erinnerung wie zwei Lichtpunkte. Sie waren in jeder Beziehung verschieden. Die eine gehörte dem Adel an und befand sich in angesehener Stellung, die andre war eine Bürgerliche, in bescheidenen Verhältnissen. Die erste war eine Dame mit reichem Geist und reichem Gemüt. Die andre besaß eine tiefe Seele und ein goldnes Herz.“ Und nun erhalten wir die Bilder der Frau eines Grobschmieds Niese, die am Kummer über den plötzlichen Tod ihres in die Fremde gegangnen Sohnes allmählich zu Grunde geht, und des Fräuleins Ulrike von Pogwisch, der Schwester von Goethes Schwiegertochter Ottilie. Sie hatte einst mit einem roten Zirkel in Weimar alle Bälle eines Winters, auch die am Hofe Karl Augusts, wo ihre Mutter damals Oberzeremonienmeisterin war, mitgemacht und hatte nun als Priörin des adelichen Damenstifts in Schleswig Gelegenheit, die Genußfähigkeit ihrer neuen Landsleute mit der Einfachheit ihrer Weimarer Jugendtage zu vergleichen. „Sie erzählte von der Geselligkeit in Weimar. Der Verkehr war lebhaft, die Jugend tanzte in einem Saale, der nur durch zwei Lichter erhellt war. Die Bewirtung bestand in Thee, etwas Kuchen und Butterbrot. Eine Familie belegte einst zur Feier eines Geburtstags das Brot mit Fleisch und Käse und gab außerdem noch Punsch zum Schluß des Tages. Diese Extravaganz versetzte Weimar in vollständige Aufregung.“ Und so dachte Fräulein von Pogwisch in Schleswig bei jeder Gelegenheit an Weimar zurück und pflegte ihren Geschichten die Wendung hinzuzufügen: „Aber alle Welt war entzückt, denn jeder brachte den Geist mit, und der fehlt meist jetzt,“ worin sie wohl Recht gehabt haben wird.

Erinnerungen an Johann Georg Fischer von seinem Sohne Hermann Fischer ist ein kleines Heft (Tübingen, Laupp) betitelt, über das wir einige Bemerkungen hier anschließen möchten. Der ältere Fischer starb kürzlich achtzig Jahre alt und gehört zu den nicht wenigen schwäbischen Dichtern, die nach guter Landesart und Sitte erst etwas tüchtiges gelernt und sich einen Lebensberuf erarbeitet haben, ehe sie Gedichte veröffentlichen, die dann, ohne etwas bedeutendes zu sein, als freundliche Zugabe im Kreise der Freunde und Landsleute gern aufgenommen werden und auch weiterleben. Sein Ruhm beruht, wie uns der Sohn mitteilt, hauptsächlich auf zuerst 1854 gesammelt bei Cotta erschienenen Gedichten, die dann noch zweimal wieder aufgelegt worden sind (1858, 1883). „Wenn Goethe der eigentliche Vertreter dieser dichterischen Weltanschauung (eines naturalistischen Pantheismus) und nach ihm Mörike ihr bedeutendster Vertreter ist, so ist diese Grundstimmung am ausschließlichen, vielleicht am reinsten bei meinem Vater vorhanden,“ lesen wir S. 30. Aber die Gedichte waren, heißt es weiter, schwerverständlich, und für größere Dichtungen war die ganze Art wenig geeignet. Wir kennen sie nicht, und vielleicht geht es den meisten so außerhalb Schwabens. Aber überall wird man dieses kurze sehr gut geschriebne Lebensbild eines tüchtigen und angesehenen Schulmanns mit Nutzen lesen. Die geistige Atmosphäre, in der wir uns befinden, ist durch und durch gesund, und das Büchlein rühmlich für die Umgebung, für Volk und Land, aus dem es hervorgegangen ist.



Madlene

Erzählung aus dem oberfränkischen Volksleben von J. H. Eöffler

Verfasser von „Martin Böhlinger“

(Fortsetzung)

7. Auf dem Sichelmarkt



as war ein Sprung über den Helbach. Der murmelte verwundert über des Mädchens Frische und Kraft. Hinwärts wäre sie beinahe zu kurz gesprungen, daß der Bach schon gierig nach den weißen Strümpfen leckte; und nun heimwärts war der Sprung so weit, daß der Bach beinahe noch einmal so breit hätte sein können. Der ist die Hochzeit in die Beine gefahren! lachten die Sprudelwellen und eilten ihrer Vermählung mit der Viber entgegen.

Madlene hätte doch beinahe laut zu singen begonnen am Neulehn hinaus nach der Seiten zu. Aber sie ließ das Lied nur leise zwischen den halbgeöffneten Lippen hindurch: